

DIE FEDERN DES PFEILS

Warum kaum jemand versteht, was der Buddha meinte · Über Gelehrtensprache, Waldmönche und das Übersetzen nach dem Sinn

Daniel Schwörer · Winterthur, September 2026

DER MANN MIT DEM PFEIL

Der Buddha erzählt von einem Mann, den ein vergifteter Pfeil getroffen hat. Freunde holen einen Arzt. Der Mann aber will den Pfeil nicht ziehen lassen, bevor er weiss, wer geschossen hat, aus welchem Holz der Schaft geschnitzt ist, von welchem Vogel die Federn stammen und womit die Sehne gedreht wurde. Er würde sterben, sagt der Buddha, und all das bliebe ihm unbekannt ⁽¹⁾.

Ich kenne keine genauere Beschreibung dessen, was mit der Lehre im Westen geschehen ist. Wir haben gelernt, die Federn des Pfeils zu bestimmen. Wir können den Stamm eines Pali-Wortes herleiten, seine Sanskrit-Parallele nennen und drei Lehrmeinungen über seine Bedeutung referieren. Nur herausgezogen hat den Pfeil dabei niemand.

WER DIE WÖRTER GEMACHT HAT

Beinahe der gesamte Wortschatz, in dem der Westen über die Lehre des Buddha spricht, wurde in rund siebenzig Jahren von einem kleinen Kreis von Sprachforschern festgelegt. 1881 gründete Thomas William Rhys Davids in London die Pali Text Society. Er war britischer Kolonialbeamter in Ceylon gewesen und hatte das Pali kennengelernt, als ihm als Richter ein Dokument in dieser Sprache als Beweisstück vorgelegt wurde. Bis zu seinem Tod 1922 gab die Gesellschaft 64 Texte in 94 Bänden heraus, über 26'000 Seiten. Dazu kam das Pali-Englisch-Wörterbuch von 1921 bis 1925, an dem er vierzig Jahre gesammelt hatte und das bis heute auf dem Tisch jedes Übersetzers liegt.

Auf deutscher Seite übersetzte Karl Eugen Neumann in Wien die Mittlere Sammlung (erschieden 1896 bis 1902) und die Längere Sammlung (1907 bis 1918, der letzte Band nach seinem Tod). Anton Gueth aus Wiesbaden, 1904 in Burma als Nyanatiloka ordiniert, übertrug die Angereichte Sammlung und den Visuddhimagga und schuf um 1950 das Buddhistische Wörterbuch, das im deutschen Sprachraum noch immer als Massstab gilt.

Ich sage das ohne Geringschätzung. Diese Männer haben Handschriften gesichert, Texte herausgegeben und ein ganzes Schrifttum erschlossen, und Nyanatiloka war über fünfzig Jahre Mönch. Ihre Aufgabe war die Sicherung der Texte, und diese Aufgabe haben sie gelöst. Nur war es eine andere Aufgabe als die, einem Menschen zu sagen, was er am Montagmorgen tun soll, wenn der Zorn in ihm aufsteigt.

Der Fehler liegt denn auch weniger bei ihnen als bei uns. Wir haben ein Arbeitsvokabular von Philologen, entstanden nach den Regeln der Wortwurzel und der Grammatik, zum verbindlichen Wortlaut erhoben. Wörterbuch, Lehrstuhl und Gewohnheit haben es versteinert. Wer heute anders übersetzt, gilt als ungenau, obwohl er lediglich von einer Konvention abweicht, die keine hundertfünfzig Jahre alt ist.

WAS DABEI VERLOREN GING

Vier Beispiele, stellvertretend für viele.

Samādhi heisst im Deutschen «Sammlung». Wer das Wort unvorbereitet liest, denkt an Briefmarken oder an ein Museum, spricht an eine Kollektion. Gemeint ist ein Geist, der bei einer Sache bleibt und sich nicht über Auge und Ohr fortziehen lässt. Dafür besitzt das Deutsche seit jeher ein Wort, welches jedes Schulkind versteht: Konzentration.

Sammā heisst «recht»: rechte Rede, rechte Sammlung. Das Wort ist im heutigen Deutsch mehrdeutig bis zur Unbrauchbarkeit. Es meint rechts, juristisch, rechtschaffen oder «recht gut», und es riecht nach Kanzel. Gemeint ist: so ausgeführt, dass es wirkt. Das Wort dafür ist «korrekt». Konzentration ist korrekt, wenn Geistesgegenwart dabei ist. Wer bloss starrt, übt falsch. Das versteht man ohne Kommentar.

Saṅkhāra heisst «Gestaltungen», in manchen Wörterbüchern gar «Karmaformationen». Unter dem zweiten Wort kann sich jeder vorstellen, was er will, vorzugsweise Seelenwanderung, und genau das geschieht auch. Dabei meint

Kamma in der Rede der Waldmönche nichts anderes als das Tun und seine Folge, Ursache und Wirkung. Und Saṅkhāra bezeichnet ein Geschehen, das jeder an sich beobachten kann: Der Geist wiederholt Fühlen und Denken über die Zeit, bis das so Erschaffene wie eine feste Welt aussieht und wie ein Ich, das darin wohnt.

Dukkha heisst «Leiden». Das Wort lässt an Schmerz und Unglück denken, und so gilt die Lehre des Buddha im Westen als pessimistisch. Mein Lehrer sagt es ausdrücklich anders: Gemeint ist nicht der Schmerz von Körper und Geist, gemeint ist, dass nichts hält. Was sich ständig ändert, trägt nicht, und daran zu hängen erzeugt Spannung. Ich übersetze deshalb mit drei Wörtern, die zusammen den Umfang des einen abdecken: Spannung, Stress und Leiden.

Das Muster ist immer dasselbe. Das Pali benennt ein Geschehen, etwas, das man tut oder an sich beobachten kann. Das Gelehrtendeutsch macht daraus ein Ding: Gestaltung, Anhaftung, Daseinsgruppe. Mit Dingen aber kann man nichts tun, man kann sie nur definieren. So verlagert sich das Gespräch unmerklich von der Übung zum Begriff, und am Ende diskutiert man die Herkunft des Wortes und nicht mehr die Lehre.

DER BUDDHA HAT DAVOR GEWARNT

Das Bemerkenswerte ist, dass die Überlieferung selbst diese Gefahr benennt, und zwar mehrfach.

Wer die Lehre nur lernt, um zu disputieren und recht zu behalten, packt nach dem Gleichnis des Buddha die Schlange am Schwanz: Sie windet sich zurück und beisst ihn. In derselben Rede steht das Gleichnis vom Floss. Die Lehre ist zum Übersetzen über den Fluss da, nicht zum Herumtragen am anderen Ufer ⁽²⁾.

Zwei Mönche aus Brahmanenfamilien baten den Buddha, seine Worte in die gehobene Verssprache der Gelehrten fassen zu dürfen, damit sie nicht durch die Mundarten verdorben würden. Er lehnte ab. Jeder solle die Lehre in seiner eigenen Sprache lernen ⁽³⁾. An anderer Stelle mahnt er, nicht auf dem Ausdruck einer Gegend zu beharren und den üblichen Sprachgebrauch nicht zu übergehen: Wo die Leute zu einem Gefäss Schale sagen, sage man Schale, und wo sie Topf sagen, Topf ⁽⁴⁾.

Und im Simṣapā-Wald nahm er eine Handvoll Blätter auf und fragte die Mönche, was mehr sei, die Blätter in seiner Hand oder die im Wald. So verhalte es sich mit dem, was er erkannt, und dem, was er gelehrt habe. Gelehrt habe er nur, was zum Ziel führt ⁽⁵⁾.

Eine Lehre, die sich nur dem erschliesst, der Pali oder Thai gelernt hat, ist nach ihrem eigenen Massstab gescheitert.

WIE DIE WALDMÖNCHEN REDEN

Ich habe sechzehn Jahre in Thailand gelebt und das Dhamma dort nicht aus Büchern gehört, sondern von Mönchen der Waldtradition. Sie reden anders. Mein Lehrer erklärt das abhängige Entstehen (paṭiccasamuppāda), also wie eins aus dem anderen entsteht, das Herzstück der Lehre, in einer halben Stunde so, dass es ein Kind versteht und gleich anwenden kann. Er sagt: Der Fisch lebt im Wasser und kennt das Wasser nicht, und wer im Leiden lebt, kennt das Leiden nicht. Er sagt mit einem Bild Buddhādāsa: Schneide die Liane in der Mitte durch, dann treibt sie an der Spitze weder Blüte noch Frucht, und die Mitte ist das Gefühl, der Augenblick, in dem etwas gefällt oder missfällt. Er sagt: Der wirkliche Weg der Gehmeditation ist der Atem, hinein und hinaus, du brauchst keinen Kies zu streuen.

Der Gerechtigkeit halber sei angefügt, dass dasselbe Übel auch in Thailand wohnt. Dort trägt es nicht das Gewand der Philologie, sondern das der Pali-Predigt, des Rituals und der Verdienstrechnung. Buddhādāsa hat schon vor sechzig Jahren zwischen der Sprache der Leute und der Sprache des Dhamma unterschieden, und mein Lehrer sagt «in der Sprache der Schriften hiesse das ...» und übersetzt es im selben Atemzug in einfache Worte. Die Waldtradition ist auch in Thailand die Gegenbewegung und nicht der Normalfall. Es handelt sich also nicht um ein Versagen des Westens, sondern um ein Muster: Wo immer die Überlieferung wichtiger wird als die Anwendung, verliert sich der Sinn in der Form.

WAS PAYUTTOS WÖRTERBUCH ZEIGT

Den deutlichsten Beleg liefert ausgerechnet ein Gelehrter. Das «Dictionary of Buddhism» des ehrwürdigen P. A. Payutto, das Standardwerk Thailands und ein Buch, das ich sehr schätze, erklärt jeden Begriff zweimal: auf Thai und mit einer englischen Entsprechung ⁽⁶⁾. Auf Thai erklärt er schlicht und in Bildern. Die Sinnesgrundlagen (āyatana) sind bei ihm «das, was verbindet, sodass Wissen entsteht», also eine Brücke. Sati ist «sich erinnern, wach dabei sein, mit

dem Herzen bei der Sache», also Geistesgegenwart. Saṅkhāra ist «das, was zubereitet und formt», mit dem Wort, das man in der Küche für das Würzen braucht. Āsava ist «das, was den Grund des Geistes einlegt und gären lässt».

Sobald derselbe Autor ins Englische wechselt, steht ihm nur das Vokabular von 1900 zur Verfügung: Kamma-Formations, Five Groups of Existence, Six Sense-Bases, Right Concentration. Das ist kein Vorwurf an ihn, er nennt die international üblichen Entsprechungen, damit man nachschlagen kann. Es zeigt aber, wo das Problem wohnt. Es liegt nicht bei den Thai, und es liegt nicht am Pali. Es liegt in der Übersetzungssprache, die der Westen sich vor hundert Jahren gegeben hat und seither nicht mehr anzutasten wagt.

VIER REGELN FÜR EINE ÜBERSETZUNG NACH DEM SINN

Ich übersetze deshalb den Sinn und nicht die Grammatik des Pali. Damit das kein Freibrief für Beliebigkeit wird, halte ich mich an vier Regeln, die jeder nachprüfen kann.

Erstens: Der Satz muss etwas enthalten, das man tun oder beobachten kann. Was sich am Montagmorgen nicht anwenden lässt, ist keine brauchbare Übersetzung.

Zweitens: Verb vor Substantiv. Festhalten kann ich bei mir sehen, «Anhaftung» nicht.

Drittens: Das deutsche Wort folgt dem, was ein lebender Lehrer der Tradition meint und mit Beispielen zeigt, nicht dem Eintrag im Wörterbuch.

Viertens: Das Pali bleibt in Klammern daneben stehen. So kann jeder Gelehrte die Zuordnung prüfen, und wer es nicht braucht, überliest es. Der Satz davor muss bereits ohne die Klammer tragen.

EINLADUNG

Dies ist keine Absage an die Wissenschaft. Ohne die Arbeit der Pali Text Society und ohne Nyanatiloka gäbe es die Texte nicht, aus denen ich schöpfe. Es ist die Bitte, ihre Wörter als das zu nehmen, was sie waren: Arbeitsbegriffe einer Epoche, keine Offenbarung. Die vierte Regel nimmt der Forschung nichts weg. Sie fügt lediglich eine Ebene hinzu, auf welcher die Lehre wieder tut, wofür sie gedacht war.

Reden mit viel Pali brauchen deshalb mehr Bearbeitung als andere, in heutigem Deutsch wie in heutigem Englisch, damit der Sinn in der neuen Sprache so selbsterklärend wird, wie er es in der Rede des Lehrers ist. Das ist die Arbeit, die ich mir vorgenommen habe.

Den Pfeil herausziehen. Über die Federn können wir nachher reden.

ANMERKUNGEN

(1) Cūḷamāluṅkya-Sutta, Majjhima-Nikāya 63.

(2) Alagaddūpama-Sutta, Majjhima-Nikāya 22.

(3) Vinaya, Cullavagga V 33 (Vin II 139): «sakāya niruttiyā». Der Kommentar Buddhaghosas deutet die Stelle anders, nämlich als die eigene Sprache des Buddha; die Ablehnung der Gelehrtensprache ist davon nicht berührt.

(4) Araṇavibhaṅga-Sutta, Majjhima-Nikāya 139.

(5) Siṃsapā-Sutta, Saṃyutta-Nikāya 56.31.

(6) Somdet Phra Buddhaghosacariya (P. A. Payutto), พจนานุกรมพุทธศาสตร์ ฉบับประมวลธรรม / Dictionary of Buddhism; die zitierten Erklärungen unter den Einträgen [276] āyatana, [281] bojjhaṅga, [120] saṅkhāra, [135] āsava, [340] paṭiccasamuppāda.

Zu den Lebens- und Werkdaten: Pali Text Society (gegründet 1881), T. W. Rhys Davids (1843–1922), Pali-English Dictionary (1921–1925), K. E. Neumann (1865–1915), Nyanatiloka (1878–1957). Buddhādāsa Bhikkhu, «ภาษาคน ภาษาธรรม» (Sprache der Leute, Sprache des Dhamma), Vortrag in Suan Mokkh, Chaiya, am 8. Oktober 1966.